

Barbara Mesquita (Hamburg)

**Die Unwirtlichkeit unserer Städte.
Musseque, favela und bairro social in der
portugiesischsprachigen Literatur
bei Pepetela, Patrícia Melo und Ricardo Adolfo**

Zum Auftakt des Kolloquiums der Deutschen Gesellschaft für die Afrikanischen Staaten Portugiesischer Sprache (DASP), das am 1. und 2. Februar 2012 unter dem Titel “Urbanität – Lusophone Stadtkulturen” in der brasilianischen Botschaft in Berlin stattfand, befasste sich dieser Vortrag mit der Stadt und ihrer Darstellung bei drei ausgewählten Autoren der lusophonen Welt, die drei Länder aus drei Kontinenten – Brasilien, Angola und Portugal – repräsentieren: Patrícia Melos Romane – hier *O Matador* und *Inferno* – spielen zum größten Teil in São Paulo, Pepetelas Roman *Jaime Bunda* spielt in Luanda, und der Roman *Mizé* von Ricardo Adolfo in Lissabon. Gemein ist allen drei Autoren, dass ihr Augenmerk – bei Melo und Adolfo stark, bei Pepetela eher als Nebenaspekt – auf den unterprivilegierten Stadtteilen liegt: *favela*, *musseque* und *bairro social*.

Bevor jedoch auf die Autoren und ihre Sicht und Darstellung der Stadt eingegangen wird, seien hier einige Vorbemerkungen zur portugiesischen und lusophonen Architektur vorangeschickt. Der Titel dieses Vortrags – “Die Unwirtlichkeit unserer Städte” – ist von Alexander Mitscherlich ausgeliehen, dessen gleichnamige Streitschrift mit dem Untertitel: “Anstiftung zum Unfrieden” aus dem Jahr 1965 den Bezugsrahmen zu diesen Ausführungen darstellt und Anregung zur Diskussion geben soll, weil sie nach wie vor von beeindruckender Aktualität ist (Mitscherlich 1965).

1 Zur portugiesischen und lusophonen Architektur

Die portugiesische Architektur ist überall auf der Welt, wo die Portugiesen Bauwerke errichtet haben, als solche zu erkennen, sei es an der Konstruktionsweise als solcher, sei es an dem Dekor, den meist blauweißen, aber auch andersfarbigen Fliesen der Fassaden, den steinernen Einfassungen, den schmiedeeisernen Balkongittern, den Fensterläden, den Dachziegeln und Verzierungen, der farblichen Ge-

staltung der Türen und Fensterläden in oxsenblutrot, efeugrün, dunkelblau und sonnenblumengelb und an den in Pastelltönen gehaltenen Kalkfarben der Wände, die in den häufig aus gestampftem Lehm bestehenden Untergrund diffundieren und individuell und mit Patina altern, anders als die modernen Dispersionsfarben, die hässlich abblättern. Die portugiesischen Städte, von ihrer Anlage her Vorbild auch für die von den Portugiesen in den von ihnen kolonisierten Gebieten errichteten Städte, sind uralte, gewachsene Gebilde, in denen sich urbane Kultur zum Teil seit vorrömischen Zeiten entwickeln konnte.

Portugal hatte das Glück, nicht von Kriegen heimgesucht und zerstört zu werden. Lediglich das große Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 stellt einen fundamentalen Einschnitt in der Geschichte der Stadt dar, deren zerstörtes Zentrum nach der Katastrophe generalstabsmäßig und nach aufklärerischen Vorstellungen vom Marquês de Pombal in der noch heute zu besichtigenden, wenngleich verfallenden Form wiederaufgebaut wurde. Der nächste, noch viel gravierendere Einschnitt jedoch ist seit dem Beitritt Portugals in die Europäische Gemeinschaft 1986 zu verzeichnen: Seit Geld für die ohne Frage dringend erforderlichen Infrastrukturmaßnahmen in das Land geflossen ist, haben Lissabon und auch die meisten anderen größeren und kleineren Städte ihr Gesicht völlig verändert, um nicht zu sagen verloren. Denn mit der ausufernden Zersiedelung der städtischen Randgebiete durch den Bau von monotonen Hochhaussiedlungen und in ihrer Gestaltung beliebigen Einfamilienhäusern – Vorläufer sind die „casas tipo *maison*“ der Emigranten – ist eine Entvölkerung der Alt- und Innenstädte einhergegangen, die zum Teil völlig verwaist dahinstehen, mit einigen manchmal gelungenen, oft genug aber auch lieblos restaurierten und in den musealen Zustand übergegangenen Ausnahmen wie der „Ribeira“ in Porto, die von einem belebten Fischmarkt zu einer Ausgehmeile mutiert ist. Verlässt man sie jedoch und begibt sich in eine der dahinterliegenden Gassen, wird das ganze Elend der Vernachlässigung erkennbar. Der Einzelhandel, der die Innenstädte früher mit Leben erfüllte, ist durch die großen Einkaufszentren verdrängt, sodass auch hier nur noch der Tod attestiert werden kann. Und die Schlafstädte mit ihren mehr oder weniger komfortabel und luxuriös ausgestatteten Etagenwohnungen in Hochhäusern, in die die Menschen wegen der leichteren Unterbringung ihrer Autos in den dortigen Garagen und anderer Bequemlichkeiten gezo-

gen sind, unterscheiden sich in ihrer Monotonie und Gesichtslosigkeit in nichts von denen anderer Städte – wo auch immer auf der Welt.

In den von den Portugiesen kolonisierten Ländern haben die Städte naturgemäß eine andere, jüngere Geschichte, doch auch sie sind Städte, die auf eine inzwischen jahrhundertlange Geschichte zurückblicken und die ein zwar durch die Kolonisatoren aufoktroyiertes, aber gewachsenes Gepräge hatten, das residual auch noch vorhanden ist. Doch wie vielerorts, so ist es auch im Falle Brasiliens die enorme Landflucht, die riesige Menschenmassen in die Städte treibt und zu der Entstehung von Megastädten wie São Paulo geführt hat, in deren Gesicht sich das starke soziale Gefälle in den riesigen Favelas auf der einen Seite und abgeschotteten Luxuswohnkomplexen auf der anderen Seite besonders krass spiegelt.

In Angola war es vor allem der jahrzehntelange Bürgerkrieg, der zum einen durch direkte Kriegseinwirkung, zum anderen durch Vernachlässigung nicht nur zur weitgehenden Zerstörung vieler kolonialer Städte geführt hat, sondern ebenfalls zu einer eklatanten Landflucht. Sie ist dafür verantwortlich, dass in Luanda, einer Stadt von vormals ca. 500.000 Einwohnern, heute geschätzt über sechs Millionen Menschen leben. Die schon zu Kolonialzeiten elenden Stadtteile, in denen die afrikanische Bevölkerung lebte, sind zu riesigen *musseques* ausgeufert, die die der Stadt vorgelagerte Halbinsel – die Ilha – und weite Stadtgebiete okkupieren und deren Bewohner, so der Plan der Regierung, baldmöglichst umgesiedelt werden sollen, um den schon jetzt seit dem Kriegsende 2002 überall in der Innenstadt aus dem Boden schießenden Bürohochhäusern und Luxuswohnkomplexen Platz zu machen. Es ist jedoch fraglich, ob die mittellosen Bewohner der *musseques* der Ilha oder der Chicala¹ als Zielgruppe für die eine Million Wohneinheiten in Frage kommen, die die Regierung in den Randbezirken bauen lässt.

Es sind also enorme städtebauliche und damit verbundene gesellschaftliche Probleme in der lusophonen Welt zu verzeichnen, die sich natürlich nicht grundsätzlich von denen anderer Länder unterscheiden, außer eben darin, dass es das spezifisch lusophone Gepräge, das eigenständige städtebauliche, architektonische und ästhetische Erbe ist, das im Zuge des massenhaften Anwachsens und der Modernisierung der Städte deren Funktionalität und vor allem dem

1 Elendsviertel in Luanda.

Spekulantum als Hauptkriterien bei ihrer Neu- und Umgestaltung geopfert werden.

2 Zu *favela*, *musseque* und *bairro social* in der lusophonen Literatur bei Patrícia Melo, Pepetela und Ricardo Adolfo

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass die Texte, in denen hier die Rolle und Darstellung der städtischen Umwelt Gegenstand der Betrachtung sind, fiktionale literarische Texte sind und damit natürlich eine eigene Dimension besitzen, die sich von der Realität, die sich in ihnen spiegelt und die in ihnen thematisiert wird, grundlegend unterscheidet. Dennoch, und darauf soll zum Schluss dieser Ausführungen in Zusammenhang mit Alexander Mitscherlichs Überlegungen eingegangen werden, verdeutlichen diese Texte in ihrer Fiktionalität sehr anschaulich, dass die Städte Portugals, Brasiliens und Angolas großen sozialen Zündstoff in sich tragen, wie zumindest in Bezug auf Brasilien auch jeder Zeitungsleser weiß, und dass hier in der Realität großer Handlungs-, vor allem aber auch zunächst Reflexionsbedarf besteht, um nicht die Chance auf eine menschenwürdige Gestaltung der städtischen Umwelt zu vertun.

Die Romane der 1962 in São Paulo geborenen brasilianischen Autorin Patrícia Melo spielen fast ausnahmslos in der Mega-Metropole São Paulo und handeln von Menschen, die durch und durch von der Großstadt geprägt sind. In der hektischen Welt, in der die Romane spielen, ist die Kluft zwischen Arm und Reich unüberbrückbar, es regiert die Gewalt. Das bildet sich bei Melo nicht nur in ihrer abgehackten, atemlosen und oft brutalen Sprache ab, sondern auch in den Figuren und Themen ihrer Bücher.

In *O Matador* (1995), dem Roman, mit dem Patrícia Melo den Durchbruch als Autorin schaffte, ist es der Auftragskiller Maiquel, der in der Gesellschaft Karriere macht, weil er für seine betuchten Kunden aus der oberen Mittelschicht lästige Diebe und die Vergewaltiger ihrer Töchter aus dem Weg schafft und so zu Ansehen gelangt, gar zum Bürger des Jahres gewählt wird, bis er eines Tages versehentlich den Sohn eines seiner Klienten umbringt und von seinen Gönnern fallengelassen wird.

In *Inferno* (2000) wird Aufstieg und Fall von Reizinho erzählt, einem Jungen aus der Favela "Berimbau", dessen desolante Familiensituation mit einer prügelnden Mutter und einem Penner zum Vater ihn

schon als Heranwachsenden in den Drogenhandel einsteigen und auf diese Weise Karriere machen lässt. Die Umwelt in der Favela beschreibt Patrícia Melo so:

Sol, piolhos, trambiques, gente boa, trapos, moscas, televisão, agiotas, sol, plástico, diversos tipos de trastes, funk, sol, lixo e escroques infestam o local. [...] Ruas de terra batida (Melo 2000: 9).

Durante a caminhada morro acima, domésticas sorriem para ele, passam, crianças, gente indo para o trabalho, oi Reizinho, pedreiros, cumprimentam, crianças, cachorros, [...] traficantes de armas, o local é tumultuado, crianças, lamentos, é barulhento, confuso, entulhado, sujo e colorido. [...] Lá do alto, vêem-se muitas parabólicas e telhas Eternit. Aviões voando baixo. Lixo. Cachorro defecando no mato. Trens. Prédios de dois andares. Orelhões, filas (Melo 2000: 10).

Diese unwirtliche Umwelt ertragen ihre Bewohner nur, indem sie ihr entfliehen – sei es durch Zeitschriften und Fernsehprogramme, sei es durch die Phantasie, mit der sich Reizinho in die Welt der Reichen hineinräumt, wie er sie aus dem Fernsehen kennt und in der sein Vater kein Trunkenbold ist, sondern ein Mann, auf den er stolz sein kann wie auf einen Star.

Das Phänomen des Orientierungshorizonts Medien – von Mitscherlich bezeichnet als eine Form der Unwirtlichkeit und der “Antikunst des Daheimseins” die “suchthafte Hingabe an das Fernsehprogramm” (Mitscherlich 1965: 10) – ist auch in dem Roman *Mizé* (2006) von Ricardo Adolfo zu beobachten, der in einer Vorstadt von Lissabon spielt. Mizé, von Beruf Friseurin und die Frau des männlichen Protagonisten Palha, eines Vertreters fürs Kartoffelchips, der kleinbürgerliche Familienträume hegt, hat ganz andere Vorstellungen vom Leben als ihr Mann: Sie möchte keine Kinder haben und die Wohnung im Sozialbauviertel mit dem vielsagenden Namen “Esperança” – Hoffnung – so schnell wie möglich verlassen, um als Filmstar zu Berühmtheit zu gelangen. Die Inspirationsquellen ihrer Träume sind, wie bei den Bewohnern der Favela von Patrícia Melo, Zeitschriften und Fernsehserien. Allerdings führt Mizés Weg über Rollen als Darstellerin in Pornofilmen keineswegs zu der Berühmtheit, die sie sich erhofft hat, sondern lediglich in ein vorhersehbares Desaster.

Für Mitscherlich ist sozialer Wohnungsbau nichts anderes als “geplante Slums”, “die einem in ihrer Monotonie an den Ausfallstraßen der Großstädte die Lektion erteilen, daß alles noch viel schlimmer ist, als man es sich einreden möchte” (Mitscherlich 1965: 13).

Diese Sicht teilt sich dem Leser auch in *Mizé* mit. Das Sozialbauviertel ist die Endstation, im besten Fall vielleicht eine Übergangslösung: “Um bairro social também não era o que Palha tinha sonhado, mas vistas bem as coisas e as contas no banco, era o melhor o que se podia arranjar” (Adolfo 2006: 14).

Dort zu wohnen, erzeugt Minderwertigkeitskomplexe:

Mais tarde [...] também ele começou a desenvolver um complexo de inferioridade por ter como morada o bairro social Esperança. Complexo esse que evoluiu rapidamente para nunca ter trocado de morada no banco, no emprego, no clube de vídeo e em todos os outros locais onde um homem, por mais que dissessem que não, era tratado consoante a morada no recibo da água (Adolfo 2006: 14-15).

Erbarmungslos und mit beißender Ironie macht Ricardo Adolfo allerdings auch deutlich, dass ein Umzug von einem Sozialbauviertel in ein vermeintlich besseres Neubauviertel keinesfalls mehr als ein kleinbürgerlich-spießiges ödes Leben und mitnichten Glück verheißt:

Mas Palha não queria ser visto como alguém que morava num bairro social, porque de facto ele só lá estava por engano do destino. Aquela morada era só um ponto de passagem até poder alugar um apartamento numa zona normal, com prédios altos, elevadores, garagens, churrasqueiras, centros paroquiais, telepizza, e mini-jardins com mini-vedações em forma de mini-arcos, para as criancinhas tropeçarem e partirem os queixos cada vez que desatavam a correr mini-jardim fora. Se o orçamento chegasse, um sítio com um supermercado por perto, para poder ir lá num instante buscar aquilo que lhe tinha escapado na visita semanal (Adolfo 2006: 16).

Dass die Vorurteile gegenüber den zum großen Teil schwarzen Bewohnern des Sozialbauviertels, die Palhas Freunde hegen, jedoch weitgehend unbegründet sind, wird ebenfalls deutlich:

Aquelas pessoas de cores diferentes eram de facto diferentes das outras, dizia o Palha, cada vez que lhe perguntavam, no Miradouro, se os pretos não lhe andavam a chatear os cornos. Eram pessoas normais, muitos jovens casais como ele e que até trabalhavam, rematava o Palha para deixar bem claro que ele não morava num desses bairros sociais que apareciam na TV, sempre com histórias escabrosas de miséria e injustiça. Não, ele vivia num bairro que parecia ser um bairro social mas na verdade não o era, porque ali não aconteciam as coisas que era suposto acontecerem nos bairros sociais (Adolfo 2006: 17).

Die Medien, die die Träume der Bewohner des Sozialbauviertels von einem besseren Leben beflügeln, sind gleichzeitig aber auch eine der wenigen Möglichkeiten, ihre Frustration über die langen und beschwerlichen Fahrzeiten zu ihren Arbeitsplätzen und die trostlose

Umgebung abzureagieren. Die Videothek, die Palha aufsucht und der Weg dorthin beinhalten beides:

Palha não gostava lá muito da passagem subterrânea da estação devido ao perfume a mijo e aos dizeres nas paredes [...] Um três-por-dois que não albergava mais de sessenta filmes mas que devido à sua posição super-privilegiada na intercepção de vários túneis, conseguia ter uma rotação de *stock* invejável. É que os clientes quando chegavam do trabalho cansados, desmotivados, prontos para enfiar um tiro nos cornos, sempre passavam por ali – e em vez de chacinarem a família, levantavam o último herói psicopata e com ele arrasavam exércitos de maus em menos de duas horas. O que era o tempo perfeito para voltarem para a cama e dormirem aquelas seis, sete horinhas que os iam deixar fresquinhos para mais um dia de labuta nos cubículos de Lisboa e arredores (Adolfo 2006: 165).

Die trostlosen Szenarien der Favela in Brasilien und des sozialen Wohnungsbaus in Portugal, wie Melo und Adolfo sie in ihren Romanen darstellen, sind nicht auf die Darstellung der *musseques* von Luanda in Pepetelas Roman *Jaime Bunda* (2001) zu übertragen. Zwar werden auch hier die elende Verfasstheit der Wohnverhältnisse, die verstopften Straßen, die Überbelegung der Stadt und der krasse Unterschied zwischen Arm und Reich erwähnt und benannt, dem humorvollen Gepräge des Romans entsprechend jedoch in eher heiterer Weise und eher beiläufig neben der verschlungenen Handlung des burlesken Kriminalromans, der dem Autor erklärtermaßen zum Anlass dient, die gesellschaftlichen und politischen Zustände im postkolonialen Bürgerkriegs-Angola aufzuzeigen. Der Antiheld Bunda, der seinen Namen einerseits wegen seines ausladenden Hinterteils, andererseits wegen seines Vorbildes James Bond trägt, ist durch familiäre Beziehungen bei einem der vielen Geheimdienste des Landes, die sich gegenseitig überwachen, als Praktikant untergekommen, dem nichts zugetraut und auch nichts anvertraut wird außer unwichtigen Fällen und der in seiner Einfalt bei der Verfolgung eines Mörders und Vergewaltigers dennoch bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft vordringt. Dabei ist die Darstellung der Stadt Luanda mit all ihren Missständen durchaus liebevoll und weitaus weniger trostlos als bei den beiden anderen hier behandelten Autoren:

Bernardo torceu o nariz quando Jaime Bunda lhe indicou o sítio do Kiko's Bar, afamado restaurante de carne de caça, sito no Bairro Operário. Vou meter o carro naqueles buracos, chefe? As ruas interiores são uma desgraça. Ora, Bernardo, quando leva o carro de caxexe para casa, não mete nos becos do Cazenga? Também não estão em melhor condição. [...] Com esta discussão chegaram ao B.O. Relutantemente, o Bernardo

tirou o carro do asfalto muito maltratado e meteu-o na terra batida, cravejada de poças de água. [...] No meio do bairro, numa casa baixa e pintada de amarelo, coberta a chapas de zinco, se situava o Kiko's Bar. [...] Olhou em redor, investigando as ruas cheias de buracos e de crianças brincando, as bancas de mulheres vendendo pão, latas de chouriço, cigarros, cerveja e tomate. B.O. dos grandes tempos, como lhe contava o seu pai, saudoso do bairro de onde foi corrido para o Sambizanga, no tempo colonial, por falta de dinheiro para o aluguer da casa. No Bairro Operário nasceu o Ngola Ritmos, contava ele com orgulho, os fundadores da moderna música angolana e do nacionalismo. No B.O. viveu Agostinho Neto, o nosso primeiro Presidente... O pai era adepto ferrenho do Bairro Operário e morreu de tuberculose, triste por não ter acontecido aí o trespasse, mas no Sambizanga (Pepetela 2001: 31).

Pepetelas Figuren haben also durchaus noch eine affektive Beziehung zu dem Ort, an dem sie leben oder gelebt haben, eine sogar über die individuellen familiären Bindungen weit hinausgehende, politisch bedingte Verbundenheit mit der Geschichte des Landes, wie hier der Verweis auf die Unabhängigkeitsbewegung und Agostinho Neto zeigt. Derlei affektive Bindung findet sich bei Melo und Adolfo nicht.

In dem Roman *Jaime Bunda* liefert der Erzähler (einer der vier, die der Roman aufbietet) auch eine ausführliche Erklärung dafür, wie die Überfüllung der Hauptstadt zustande gekommen ist. Bei der Vernehmung eines alten Mannes – Salukombo – auf der Ilha erfährt Jaime Bunda zwar nichts Aufschlussreiches für seine Ermittlungen in dem Mordfall, dafür aber viel über die Wohn- und Lebensverhältnisse in Luanda:

Como se fosse fácil encontrar um Salukombo qualquer num Ilha a abarrotar pelas costuras. Por acaso foi. Mais velho Salukombo estava mesmo à porta do ximbeco, apanhando fresco na sombra da figueira, por trás do que restava do Mercado dos Trapalhões, famoso no princípio da década anterior. A barraca era sobretudo de madeira, mas tinha uma parede de tijolo, o dinheiro não tinha dado para mais. Coberta com chapas de zinco, o que sempre era melhor que os papelões de algumas casas vizinhas (Pepetela 2001: 37).

Die weiteren Schilderungen Salukombos geben Auskunft darüber, warum Luanda und die Ilha so überfüllt sind: Vor allem der Bürgerkrieg ist an der großen Landflucht schuld, der fast die halbe Bevölkerung des riesigen Landes in die Hauptstadt geschwemmt hat.

Im Roman finden sich weitere, sehr konkrete Beschreibungen davon, wie es im *musseque* aussieht, so bei der Schilderung des Hauses

des traditionellen Heilers, der in dem Roman eine wichtige Rolle spielt:

O muceque crescera enormemente nos últimos anos, com construções ilegais coladas umas às outras, por vezes separadas apenas por vielas, o que dificultava o acesso dos carros. No meio daquelas casas de um só piso, mal rebocadas e nunca pintadas, de repente sobressaía um grande muro branco, com três metros de altura e arame farpado por cima. Um portão de ferro maciço, verde, cortava o muro do lado direito (Pepetela 2001: 65).

Auch Jaime Bundas Familie wohnt im *musseque*:

Deixou o carro num resto de largo, agora quase inteiramente ocupado por casas construídas sem autorização nem planeamento. [...] A casa modesta de adobe e a cair aos bocados era apesar de tudo das maiores daquela zona, pois tinha três quartos e um pequeno quintal, com um muro constituído por chapas de zinco, tábuas e arame farpado. No quintal imperava a indispensável mandioqueira, tão velha que virara árvore de tronco nodoso. A sua sombra se cozinhava e comia. Do outro lado do quintal havia uma latrina, que era apenas uma fossa cavada no chão, tapada à volta por entrançado de caniços sem cobertura. [...] Olhou para aquilo tudo sem saudade, no fundo era o único dos irmãos que conseguira sair do *musseque* e viver em casa definitiva no centro da cidade, mesmo se num anexo para criado do colono (Pepetela 2001: 189).

An dieser Stelle wird sehr deutlich, wie elend und behelfsmäßig die Wohnverhältnisse im *musseque* trotz einer rudimentären Strukturiertheit der Lebensumstände sind und wie sehr es die Bewohner von dort wegzieht, so sehr, dass selbst ein Dienstbotenzimmer in einem "endgültigen" Haus ein erstrebenswerteres Quartier darstellt. So verweist die Bezeichnung *casa definitiva* ja auch bereits auf den provisorischen Charakter des *musseque*.

Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, zu dessen Streitschrift *Die Unwirtlichkeit unserer Städte* diese Ausführungen in Beziehung gesetzt werden, hat sich vor 50 Jahren mit den städtebaulichen Problemen im damaligen Nachkriegsdeutschland befasst. Vieles von dem, was Mitscherlich darin für die Art des Wiederaufbaus der zerstörten deutschen Städte konstatiert, lässt sich jedoch durchaus auch auf den Umgang mit dem Umfeld Stadt andernorts heute und so auch auf die hier betrachteten Städte übertragen, vor allem, was seine generellen Überlegungen zu der interdependenten Beziehung zwischen städtischer Umwelt und Stadtbewohner angeht.

Mitscherlich geht es bei seinen Betrachtungen zur Stadt vornehmlich um die Frage, wie die Vitalbedürfnisse des Menschen und sein Bedürfnis nach Sicherheit und Zugehörigkeit in der modernen

Stadt befriedigt werden können, um seine seelische Verfasstheit und damit um die Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens im urbanen Kontext. Nach der alten dialektischen These "Das Sein schafft das Bewusstsein" prägt der vom Menschen geschaffene Lebensraum seinerseits den Menschen.

Menschen schaffen sich in den Städten einen Lebensraum, aber auch ein Ausdrucksfeld mit Tausenden von Facetten, doch rückläufig schafft diese Stadtgestalt am Charakter der Bewohner mit (Mitscherlich 1965: 9).

Die Vermehrung und Ballung der Menschen in den Städten jedoch ist mit den herkömmlichen Stadtformen nicht mehr vereinbar und führt dazu, dass die "hochgradig integrierte alte Stadt sich funktionell entmischt" (Mitscherlich 1965: 9) und in Spezialfunktionen zerfällt: Verkehrs- und Vergnügungszentren, Dienstleistungszentrum, Industriegebiet, Wohnsiedlung. Die Folge ist die Unwirtlichkeit der Städte, denen ihr "Herz" abhanden gekommen ist und die ihren Bewohnern kein Zuhause mehr bieten.

Stadt-Wohnung und Städter sind eine Einheit, die umschlossen wird von der angrenzenden Landschaft. Diese trägt nicht wenig dazu bei, ob wir uns an einem Ort zu Hause fühlen: Ist die Landschaft öde, wird der Wohnbereich wichtiger; umgekehrt ist es, wenn Landschaft und Klima zur Entfaltung der "Kunst", außer Haus zu sein, einladen (Mitscherlich 1965: 10).

Damit soll nicht gesagt sein, dass früher alles besser war, aber es gab eine Bezogenheit auf die Gemeinschaft, die im Zuge der Desintegration der Städte in jeder Hinsicht, auch in städtebaulicher, verloren gegangen ist: Dem Bauherrn ist kein Kanon mehr vorgeschrieben, wie er zu bauen hat, außer vielleicht noch Firsthöhe und Abstand von der Straße. Dadurch ist der Zwang, "Verbindendes, Verbindliches zu variieren, ohne aus der Rolle, aus der Ästhetik der Gruppe zu fallen" (Mitscherlich 1965: 12), verloren gegangen. Doch erst diese Bezogenheit auf die Gemeinschaft schafft Identität und Stil und ermöglicht damit auch eine affektive Beziehung, durch die erst das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Ort sich entwickeln kann, eine Liebesbeziehung, ein Gefühl des Aufgehobenseins. Doch während früher die Städte langsam und organisch wachsen konnten, sich dort Hochkulturen wie in der Renaissance und nicht zuletzt die freiheitliche Gesinnung entwickeln konnten ("Stadtluft macht frei"), explodiert in Megastädten die Bevölkerung und die Städteplanung steht

damit vor der Herausforderung, für diese Menschenmassen andere Lebensbedingungen zu schaffen als die von *favela*, *musseque* und *bairro social* auf der einen und abgeschotteten Reicheghettos auf der anderen Seite. Dafür sei eine Änderung der Bodenbesitzverhältnisse unvermeidlich, so Mitscherlich, und ein unverstellter Blick auf die Bedürfnisse der Menschen hinsichtlich ihrer Lebensumwelt und deren Erfüllung. Denn der Mensch, so konstatiert er, sei zwar außerordentlich anpassungsfähig, doch werde "offenbar nur unter Einhaltung bestimmter Minimalbedingungen die Kümmerform seines Existierens überschritten". "Die Geschichte der Menschheit ist, wie die Ethnologie lehrt, voll von Beispielen unproduktiver, eben kümmerlicher Gesellungsformen, deren mentales Niveau sehr bescheiden blieb" (Mitscherlich 1965: 23).

Um das große kreative Potential zu nutzen, das gerade in so jungen Gesellschaften wie der Brasiliens und Angolas in hohem Maße vorhanden ist, ist also die Bewältigung der städtebaulichen Probleme der Megametropolen von ganz zentraler Bedeutung, während im alternden, in seiner Bevölkerung schrumpfenden Portugal der Verfall der historischen Stadtkerne und das Wuchern gesichtsloser Schlafstädte in den Stadtaußenbezirken die großen Herausforderungen für die Städteplaner darstellen. In den Romanen der hier behandelten Autoren nehmen diese Probleme implizit eine zentrale Rolle ein, werden doch die Figuren in ihrem Handeln stark durch die städtische Umwelt und deren Bedingungen geprägt. Den Bezug dieser in der Literatur aufgezeigten Problematik zur Realität herzustellen und in Verbindung mit dem Appell Alexander Mitscherlichs für eine menschenfreundliche Stadtplanung einen Anstoß zur Diskussion über den Zustand der Städte und die Stadtplanung in der lusophonen Welt zu geben, war Anliegen dieses Beitrags.

Literaturverzeichnis

- Adolfo, Ricardo (2006): *Mizé. Antes galdéria do que mal e remediada*, Lissabon: Dom Quixote.
- Melo, Patrícia (2000): *Inferno*, São Paulo: Companhia das Letras.
- Mitscherlich, Alexander (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pepetela (2001): *Jaime Bunda, Agente Secreto*, Lissabon: Dom Quixote.